

Ins Leben! [Fortsetzung]

Autor(en): **Stegemann, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **1 (1897)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573179>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Ins Leben!

Roman von Hermann Stegemann, Basel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Zweite Fortsetzung).

Am Tage darauf trug Hans die Novелlette auf die Post. Er war guten Mutes, noch in der an Ueber-
schwung grenzenden Stimmung, in die ihn der glückliche
Abschluß seiner Arbeit versetzt hatte. Aber Hand in
Hand mit diesem Glücksgefühl gieng das Verlangen, das
Weihnachtsfest zu Hause zuzubringen. Als er am Abend
durch die Scheiben in das Lädchen spähte, stand die
Tante hinter dem Tisch. Da gieng er mißmutig heim.
Und noch tagelang kämpfte er, zwischen zwei Feuer ge-
raten, einen ungleichen Kampf. Dachte er an die
Heimat und schmerzte ihn die Brust, oder verdroß ihn
die rauher und rauher werdende Witterung, dann ka-
pitulierte er vor der Neigung zu Berena, doch wenn der
Wintertag sich heiterer anließ, wenn ihm körperliche
Schmerzen fern blieben, dann zog es ihn nach dem zärt-
lichen Kind in dem Pfenniglädchen. Er hatte sie nicht
wiedergeesehen. Und als er Frau Kleber aushorchte und
fragte, wo sie denn weile, da erfuhr er, daß Frieda
verreist sei.

„Wie ist das möglich?“ fragte er erstaunt.

„Ei nun, sie ist zu ihren Eltern nach Regensburg.
Ihre Mutter ist gefallen und hat's Bein gebrochen.“

Die genaue, ungemein natürliche Auskunft verdarb
ihm das ganze Bild, das er sich von dem Mädchen
gemacht hatte. In seiner Vorstellung gehörte das ge-
brochene Bein fortan zu den braunen Augen, zu dem
Pärsönchen mit den naiv sinnlichen Lippen und dem
Laden samt Papier und Leim.

Er fragte nicht mehr nach ihr und blieb auch nicht
mehr vor dem Lädchen stehen.

Ein Brief seiner Mutter brachte ihm die Heimat
wieder näher. Sie schrieb gar nicht mehr davon, daß

sie ihn gerne daheim sähe, aber es stand zwischen den
Zeilen zu lesen.

Studium und poetische Thätigkeit waren ihm ver-
leidet; denn je näher der Weihnachtstag rückte, desto
schlimmer quälte ihn der Husten, der nicht weichen wollte
und desto nervöser machte ihn das Drängen und Treiben
auf den Straßen, auf denen die Vorbereitungen zum
Feste deutlich zu Tage traten.

Auch in der Glyptothek fand er keine Freude mehr.
Ueber jedes Bild hinaus wuchs seine fieberhafte Unruhe,
und Sammlung war ihm dort nicht beschieden. Er
gieng noch einmal, wenige Tage vor dem heiligen Abend,
in die Oper. „Die Meisterfinger“ wurden gegeben.
Aber er trug tausend krause Dinge in die Handlung
hinein, seine Phantasie fuhr auf den Klängen des Or-
chesters davon wie ein Schiff, das vor dem Winde ins
Unermessene segelt. Doch im dritten Aufzug, als Hans
Sachs sang:

„Mein Freund! In solcher Jugendzeit,
Wenn uns von mächtigen Trieben
Zum seel'gen ersten Lieben
Die Brust sich schwellet hoch und weit,
Ein schönes Lied zu singen,
Möcht' vielen da gelingen:
Der Lenz, der sang für sie“,

da traf ihn das Wort wie ein Schlag. Galt es auch
ihm? War es nur die Jugend, oder der Frühling,
der in ihm und für ihn dichtete?

Er gieng recht traurig heim. Seine Stimmung
wurde immer düsterer und am vorletzten Tage vor Weih-
nachten stürzte er plötzlich sein Geld auf den Tisch und
überzählte seine Barschaft. „Es reicht nicht, es reicht
nicht,“ flüsterte er vor sich hin. Und er wollte doch

nach Hause. Lang saß er und rechnete, aber es reichte bei weitem nicht für die Fahrt; sein knapp bemessener Wechsel war bis auf wenige Markstücke aufgebraucht. Im Bett überlegte er, wo er wohl einen Pump verschaffen könnte, aber er wußte niemand. Seine Hausfrau? Nein, die hatte gestern erst mit einem tiefen Seufzer gesagt:

„Gott auch, Herr Lienhart, wenn nur der Winter nicht so hart wäre. Es langt auch gar nirgends mehr hin.“

Nach schlaflos verbrachter Nacht stand er auf, blaß, übernächtlich und fröstelnd. Morgen war der erste Weihnachtstag. Die Kirchenglocken hatten in der Frühe schon mit vollem Erz geläutet. Der Schnee auf den Straßen war zusammengekehrt, in dem Bäckerladen, der dem Hause gegenüberlag, giengen Dienstmädchen und Kinder mit teigbeschwerten Kuchenblechen aus und ein.

Er trank seinen Kaffee mit Widerwillen. Dann versuchte er zu arbeiten, zuerst mit der Geschichte der Philologie sich zu beschäftigen, dann zu lesen. Es gieng nicht. Da kam ein schwerer Schritt die Treppe herauf. Vor seiner Türe putzte jemand die Schuhe ab. Er wollte öffnen, als es klopfte und der Briefträger eintrat. Lienhart mußte den Empfang eines Briefes bescheinigen, that es und wußte nicht, was er that. Mit zitternden Händen erbrach er das Schreiben. Da fiel ein Zwanzigmarkschein heraus. Geld! Der Schweiß trat ihm auf die Stirne. Er las und einen Augenblick später rannte er wie ein Knabe zu Frau Kleber hinüber und rief, den Brief in der Luft schwenkend: „Zwanzig Märker für meine Novelle. Ich reise, ich reise!“

„Jesus, Maria, Sie reisen?“

„Heut' noch! Nach Hause!“

Und lachend eilte er in sein Zimmer und riß den Handkoffer von dem Schranke herunter. Er packte Bücher und Taschentücher, Strümpfe und Hefte bunt durcheinander. Frau Kleber kam, ihm zu helfen.

„Schau, schau, was Sie ein Glück haben,“ sagte sie ein über das andere Mal, während sie Ordnung in den Koffer zu bringen suchte.

Hans hatte es nicht nötig, sich nach dem Zeitpunkt der Abfahrt zu erkundigen, war doch so manche Stunde der letzten Tage von ihm darauf verwendet worden, die Fahrpläne am Zentralbahnhof zu durchmustern.

Er war wieder allein in seinem Zimmer. Der Handkoffer stand gepackt, der Schrank war noch geöffnet und seine Kleidungsstücke hiengen sichtbar vor aller Augen. Da trieb ihn plötzlich ein Gedanke an, auch den großen Koffer zu packen. Er wußte nicht recht, warum, aber er zerrte das schwarze Ungetüm aus der Ecke hinter der Waschkommode hervor und legte sorg-

fältig, diesmal mit bewundernswürdiger Ruhe, sämtliche Sachen hinein, die er zurücklassen wollte.

Eine stille Heiterkeit war über ihn gekommen. Seine Augen wanderten prüfend umher, als wollte er sich zum letztenmal in der bescheidenen Bude umsehen, und als Frau Kleber ihm das Mittagessen brachte, das sie ihm besorgt hatte, sagte er leichtsin: „Ich hab' den ganzen Kram zusammengepackt. Jetzt schließ' ich zu, schreib' die Adresse darauf, und dann lassen wir das Zeug hier stehen, bis — bis —.“ Er stockte.

„Sie werden doch wiederkommen?“

„Lieber nicht.“

„Ja, du meine Güte, mitten im Semester!“

Er zuckte zusammen. Das Semester hatte er veressen. Aber er ließ den Koffer gleichwohl gepackt und nahm Abschied.

In der Abenddämmerung gieng er nach dem Bahnhof. An dem Papierladen blieb er einen Augenblick stehen, dann schritt er weiter. Als der Zug die Halle verließ, fiel ihm ein Alb von der Brust und als Augsburg hinter ihm lag, hörte er aus dem Stampfen der Räder allerlei Namen heraus, jetzt Berena, dann Kolmar, dann seinen eigenen. Bald darauf schloß er ein. Wie im Traum stieg er an den Knotenpunkten um. Doch im Morgengrauen, zwischen Karlsruhe und Appenweier, da wurde er munter und sog die mildere Luft, die das Rheinthal von Süden heraufstrich, gierig ein. Bei dem Anblick des Straßburger Münsters versagte ihm schier der Herzschlag und seine Augen hiengen an dem schlanken Turm, um den ein rostiger Morgendunst seine Zauberschlange.

Um neun Uhr traf er in Kolmar ein. Die Stadt lag in sefttäglicher Ruhe. Hans hatte zu große Eile, um den weiten Weg vom Bahnhof bis an das östliche Ende der Stadt zu Fuß zurückzulegen und fuhr in einer Droschke nach Hause.

Als der Wagen vor der Haustüre hielt, trat Frau Lienhart, zum Kirchengang angezogen, auf die Schwelle. Sie erblickte den Abpringenden, stieß einen Schrei aus und warf ihm die Arme um den Hals, unbekümmert um das Gesangbuch, das in das Schneewasser fiel. Die Thränen stürzten ihr aus den Augen.

„Hans, Hans!“ schluchzte sie und dabei klammerte sie sich so fest an ihn, daß er sich nicht von der Stelle bewegen konnte.

Endlich löste der Jüngling sanft die Hände der Mutter und sagte:

„Ja, Mutter, da bin ich. Ich bin die ganze Nacht gefahren.“ Er sagte es glücklich und mit Stolz, sie aber erwiderte: „Um Gotteswillen, die ganze Nacht“ und zog ihn schnell ins Haus.

„Willi, er ist da, er ist da,“ rief sie und als der

Vater, seinen Augen nicht trauend, sich vom Stuhl erhob, fuhr sie atemlos fort: „Er ist die ganze Nacht gefahren.“

Und dann eilte sie in die Küche, und Teller und Töpfe klinkten unter ihren Händen.

Hans saß in dem Lehnstuhl des Vaters und dieser gieng im Zimmer auf und nieder. Sie sprachen kein Wort, sahen sich nur unverwandt an, glücklich und zufrieden.

Mit der Tasse und dem Brotkörbchen kam die Mutter wieder herein. Die Thränen liefen ihr immer noch über die Backen.

Da sprang Hans auf, und sie in die Arme nehmend, sagte er:

„Jetzt bin ich zu Hause.“

„Mein lieber, lieber Junge,“ schluchzte die kleine Frau und der Vater strich dem Sohne einmal schein und zärtlich über das Haar und sagte:

„Leg' dich schlafen, Hans!“

Er legte sich auch bald darauf ins Bett, denn er war müde, aber weil er nicht einschlafen konnte, setzte sich der Vater zu ihm. Eine Weile plauderten sie, dann überwältigte den Jüngling die Müdigkeit. Da neigte sich Lienhart über ihn und als er sah, daß er eingeschlafen war, erhob er sich, um sich zu entfernen. Er strich ihm noch einmal über das Haar, sah ihm ins blasse Gesicht, das ihm reifer und nur gar zu ernst geworden schien, und murmelte:

„Mein lieber, lieber Junge!“

Sechstes Kapitel.

Berenas Wangen brannten. Gestern abend war Lienharts Magd atemlos in das Parkhäuschen gekommen und hatte die Ankunft des Sohnes und seinen Besuch für heute gemeldet.

Hinter den Vorhängen des Studierzimmers spähte sie auf die Landstraße hinaus, die fast schneefrei in dem blassen Licht eines verhängten Wintertages lag. Der Vater saß in der Sofaecke und lächelte über die Ungeduld seiner Tochter.

Da stieß Berena einen Ruf der Ueberraschung aus und indem sie zur Thüre eilte, warf sie die Worte hin: „Frau Lienhart kommt mit ihm.“

Ihre Absätze klapperten die Treppe hinunter und schon riß sie die Hausthüre auf, um dem Besuch entgegenzuzufiegen. Auf der Schwelle aber stand sie still, überlegte eine Weile und stieg dann langsam die Treppe wieder hinauf. Der Professor lachte, als Berena ins Zimmer trat und sagte:

„Setz' dich zu mir, Kind, wir wollen sie empfangen wie die römischen Senatoren die Gallier.“

Und gravitatisch schlug er den Schlafrock über dem Leib zusammen und nahm wieder in der Ecke Platz.

Am Gartenthor wurde geläutet, die Magd gieng, zu öffnen. Schritte im Garten, auf der Treppe, und Berena erhob sich hastig, riß die Thüre sperrangelweit auf und rief:

„Hier sind wir!“

„Und hier sind wir,“ erwiderte Frau Lienhart und schob Hans über die Schwelle ins Zimmer hinein.

Vom gegenüberbefindlichen Fenster hell beleuchtet, standen die beiden jungen Leute inmitten des Stübchens. Dem Mädchen hatte das Herz geklopft, ehe er in das Haus trat. Jetzt sah es ihm fast gelassen in die Augen, reichte ihm freundlich die Hand und sagte:

„Guten Tag, Hans!“

Hans aber empfand etwas wie Scham und Reue, weil ihm Berena verändert schien und weil er glaubte, den Grund der Veränderung in seinem eigenen Wesen suchen zu müssen und versetzte mit verlegenem Lächeln:

„Ich bin vor der Zeit wiedergekommen, Fräulein Berena!“

Berena errödete und trat beiseite, um ihm den Weg zu ihrem Vater freizugeben.

Und bei dem Anblick des lieben, alten Herrn, der mit den funkelnden Brillengläsern, eingemummt in den Schlafrock wie ein Nachtkauz, im Zwiellicht saß, gieng dem Jüngling das Herz auf und er eilte auf ihn zu, indem er laut, fast mit einem Aufschrei, rief:

„Lieber, lieber Herr Professor!“

Groll hatte sich erheben wollen, aber ein Gefühl der Schwäche bannte ihn auf den Sitz und er begnügte sich, dem jungen Manne beide Hände entgegenzustrecken:

„Ecce poeta,“ sprach er mit bewegter Stimme, zog ihn dicht zu sich heran und brachte seine schwachen Augen in die Nähe von Hansens Gesicht.

„Du hast zu- und abgenommen in den drei Monaten,“ fuhr er nach einer Weile fort. „Mehr Ausdruck und Energie, aber weniger Form. Warst du krank?“

Frau Lienhart hörte die letzten Worte des alten Freundes nicht mehr, denn Berena an der Hand fassend, hatte sie das Zimmer verlassen, dem jungen Mädchen ins Ohr flüsternd: „Wir wollen gehen, sie werden von gelehrten Dingen reden wollen.“

Und dabei flog ein glückliches Lächeln über ihr freundliches Gesicht.

Ihr Wort war zutreffend gewesen. Der Professor und Hans saßen einander gegenüber und wechselten ernste Reden. Hans gab willig Bericht von seinen Kollegien, was er belegt hatte und wie er als ein wählerischer Tischgast von diesem und jenem auf seinen Zettel gesetzt hatte, um bald enttäuscht zu werden.

Da gab ihm Groll zu bedenken, daß das den meisten

jungen Leuten so gehe, die sich im Belegen von Vorlesungen nicht genug thun könnten und dann außerstande seien, das Pensum durchzuarbeiten.

Und als Hans erzählte, wie ihm in der einen Stunde der Lehrer, in der andern der Gegenstand trocken erschienen seien, wie er das Gefühl nicht habe meistern können, daß er von der Schulbank aufgestanden sei, um auf einer andern Platz zu nehmen, da deutete der Professor auf seinen Bücherschrank und sagte:

„Siehst du, dort steht der Goethe. Der hat sich als weltweiser Mann über all' das Rechenstück gegeben. Als er nach Leipzig auf die Hohe Schule gieng, wurde er nicht weniger enttäuscht als du, kleiner Epigone. Wenn du willst, zeige ich dir nachher die Stellen. — Und was hast du sonst erfahren?“ setzte er nach einem Augenblick hinzu.

Hans erröthete, ein unbequemes Klopfen in der Brust wurde ihm lästlich.

„Nun, ich verlange keine Beichte. Aber krank bist du gewesen, wie du sagst.“

„Es war wohl nicht so schlimm, Herr Professor, aber ich wußte so nicht mehr recht aus und ein. Ich war selbständig in meinen Handlungen, aber unselbständig in meinen Empfindungen. Ich war eigentlich nur froh, wenn ich zu Hause am Schreibtisch saß.“

„Und dichtete,“ schloß der Professor trocken. Hans wollte Einspruch erheben, aber Groll ließ ihn nicht zu Worte kommen und setzte mit klugen Fragen die Unterhaltung fort, freute sich der gereifteren Anschauungen, und als Hans nach einer Weile eine Anzahl Zeitschriften aus der Brusttasche seines Ueberrockes nahm und sie ihm zur Durchsicht zurückließ, sagte er: „Also dies dein Rhodus? Nun gut, aber bleib' bei deinen Sprachstudien. Ein Brodstudium muß der Mensch haben.“

Er blätterte bereits in einem Hefte der modernen litterarischen Revue, die zu oberst lag.

Hans war aufgestanden und an das Fenster getreten, während der alte Herr vorübergebeugt las. Nach etlichen Minuten erhob sich Groll, legte das Buch aus der Hand, in der er auf eine epische Dichtung Rienharts gestoßen war und gieng auf den Jüngling zu. Er war erregt und als er Hans bei den Schultern faßte und ihn ein wenig herabziehend, anredete, zitterte seine Stimme:

„Junge, Junge, du kannst mehr wie Verse machen. Aber halt' an dich, Hans, dein Temperament ist des Teufels und du steckst die Kerze an beiden Enden an, wenn du nicht Maß beobachtest.“ Seine Augen waren feucht hinter der Brille und er schüttelte ihn zärtlich, wie einst die Schüler, die er der Klasse als Muster vorzustellen pflegte.

Hans schwieg eine zeitlang, so nahe gieng ihm die

Freude des verständigen, alten Lehrers, dann stieß er hastig hervor:

„Aber nach München geh' ich nicht mehr!“

„Nicht mehr!“

Groll trat überrascht zurück.

Da stürzten Rienhart die Worte von den Lippen, er erzählte von den Befürchtungen des Arztes, die er seinen Eltern verschwiegen hatte, von seiner Verlassenheit in der großen Stadt und schloß abermals mit den Worten:

„Wohin, es ist mir eins. Aber ich will frei atmen können ohne Schmerzen auf der Brust und jemand haben, der eine Sprache redet mit mir.“

„Und deine Eltern? Und das angebrochene Semester?“

„Sprechen Sie mit meinem Vater. Und das Semester, das hab ich nicht verloren.“

Der alte Herr hatte sich zu seiner Sofaecke zurückgetastet. Die Schwäche, die ihn seit einigen Wochen hie und da, blitzschnell kommend und gehend, anwandelte, hatte ihn wieder berührt.

„Gut, gut, ruf deine Mutter, ich will —“ Er brach ab.

„Herr Professor!“ rief Hans ängstlich.

Aber schon richtete jener sich wieder auf und fuhr lächelnd fort:

„Nichts, es ist nichts. Sieh mir den Band von Goethe herunter, in der zweiten Reihe, den letzten. In ‚Wahrheit und Dichtung‘ steht es, ich glaube im sechsten oder siebenten Buch.“

Seine Gedanken hatten einen Sprung rückwärts gethan. Hans reichte ihm das Buch und dabei sah er plötzlich, wie gealtert der Mann war, der fröstelnd in der Sofaecke saß. Das Antlitz hatte noch die rote Farbe, aber der Hals war weiß geworden und an den jünst noch so rundlichen Händen traten die Adern dunkel hervor.

Lächelnd begegnete Groll seinem forschenden Blick und seine Stimme klang wieder frisch und heiter, als er wiederholte:

„Geh nur, bitte deine Mutter zu mir. Jetzt wirst du Berena beichten müssen.“

Wie ein Knabe fuhr Hans die Treppe hinab und in die Wohnstube, wo die Mutter und Berena bei einander saßen. Er trug seiner Mutter die Bitte des Professors vor und Frau Rienhart entschloß sich nach einem kaum merklichen Zaudern und einem prüfenden Blick, der von Hans zu Berena hinüberflog, die beiden allein zu lassen.

Aber sie konnte nicht umhin, sofort bei ihrem Eintritt in das Zimmer Grolls auszurufen:

„Sie menagieren wohl den beiden Kindern ein tête-à-tête!“



Der alte Herr legte das Buch beiseite, indem er es aufgeschlagen auf den Tisch stürzte und erwiderte lächelnd aber mit einem ernstern Beiflang:

„Seien Sie unbesorgt, liebe Frau Charlotte, in so zartem Gespinnst bleibt unser Hans nicht hängen, den müssen kräftigere Fäden bändigen, als sie die Tochter meiner Anna zu spinnen vermag.“

Und er sah zu dem Bild der sanftsten Frau hinauf, das ihm das teuerste war.

Und während Frau Vienhart von dem Professor, dessen Ratschlägen sie blindlings zu vertrauen pflegte, über die Zukunftspläne ihres Sohnes belehrt wurde, suchten Hans und Verena ein unverfängliches Gespräch aufrecht zu erhalten.

Verena erzählte, daß der Vater die Aufkündigung des Mietverhältnisses schwer empfunden habe. Der Park war bereits ausgemessen worden. Er fiel der Hauspekulation zum Opfer. Und Hans legte eine große Teilnahme an den Tag, innerlich aber berührte ihn das Schicksal des Gartens, der ihm Jahre lang als ein Dornröschenpark erschienen war, so wenig, daß er sich selbst darüber schalt.

„Und dann zieht Papa in die Stadt“, schloß Verena und sah mit verschleierte Blicken durch die geöffnete Thür des Salons in diesen und auf die Baumstuhouetten, die sich von dem Gartenfenster schwarz abhoben.

Sie hatte einen ernstern Ausdruck im Gesicht, das zart und fein von dem aschblonden Haar wie von einem Heiligenschein umrahmt, jede Regung ihrer Seele widerspiegelte. Und sie schien ihm älter geworden, als drei Monate. Er dachte an jene Nacht zurück, in der er über die Mauer geklettert war, um sie zu sehen. Jenes



Birken.

Studie von Herm. N. G. Strzel (Wintertur) in Rom.

Fenster war es, nach dem sie eben jetzt blickte. Aber es war noch herbstlich bunt umlaubt gewesen, während heute die kahlen Nester herein starrten. Und sei es, daß auch Verena sich jener Nacht und jenes Handkusses erinnerte, sei es, daß sie den Blick des Jünglings auf ihrem Antlitz brennen fühlte, jählings wandte sie sich um und versuchte zu scherzen:

„Und nun Hans, müssen Sie mir beichten.“

Ihn traf das Wort, das er soeben erst aus dem Munde des Vaters gehört hatte, dergestalt, daß ihm die Röte purpurn ins Gesicht fuhr und im nämlichen Augenblick sah er sich in der Papierhandlung an der Amalienstraße.

Verena nahm die Röte auf seinen Wangen wahr, sah seine Brauen sich schürzen und da traten ihr auch schon die Thränen in die Augen, zwei schwere, jäh überfließende Tropfen. Aber sie wußte nicht recht, ob sie dem unfertigen Liebes Schmerz oder dem Kummer über die Veränderung ihrer Umgebung und über die Trennung von ihrem Vater galten. Und so kam es denn, daß sie unter jenen Thränen, noch ehe Hans sie hatte auslegen können, sprach:

„Wenn er nur nicht allein in der Stadt wäre! Er könnte ganz gut mit mir gehen.“

„Mit Ihnen gehen?“ fragte Hans erstaunt und suchte das Gefühl zu

unterdrücken, das zärtlich in ihm erwacht war. Die Unterredung mit dem Professor, die Erinnerung an jene süße Herbstnacht und Verenas Thränen flossen in seiner Seele übermächtig zusammen und dabei horchte er auf jede Bewegung in dem Hause, denn er erwartete die Stimme seiner Mutter zu hören, von der

der alte Herr ihm einen Ortswechsel erbitten sollte. Eins gieng ins andere und die Jugendliebe, die sanfte, genügsame Schwärmerei drohte, genährt von so verschiedenen Ursachen, in hellen Flammen aufzulodern. Er trat dicht vor das Mädchen hin, das auf einen Stuhl gesunken war, und flüsterte:

„Berena, wohin gehen Sie denn?“

Sie gab nicht sogleich Antwort, sondern preßte krampfhaft die Hände in ihrem Schoß zusammen. Sie hatte seinen Atem über ihr Haar wehen fühlen, und die verhaltene Wärme, die in seiner Frage glühte, verwirrte sie. Doch als er die Frage wiederholte und sich tief zu ihr herabbeugte, so tief, daß er fast vor ihr kniete, um ihr ins Angesicht sehen zu können, da antwortete sie leise:

„Zur Tante, nach Zürich.“

„Nach Zürich!“ rief er und richtete sich auf, wie von einem Schlag getroffen, fuhr sich mit der Hand über die Stirn und sprach noch einmal den Namen der Stadt aus, und ehe Berena wußte, was er mit der Antwort wollte, verließ er die Stube, sprang die Treppe hinauf, riß die Thüre auf und fiel seiner Mutter um den Hals, wie einst als kleiner Knabe, wenn ihn etwas auf das heftigste erregt hatte. Und schon rief er atemlos mit hellen, glänzenden Augen:

„Nicht nach München, Mutter, sondern nach Zürich!“

Frau Lienhart wollte seinem Ungeßüm gebieten, Groll aber bat, ihn gewähren zu lassen, und selbst der stürmische Dank und der Gedanke, daß wohl Berenas Reisepläne den Entschluß in der Seele des jungen Mannes gezeitigt hatten, machten ihn nicht irre. Er hielt den Band Goethe in die Höhe und sagte:

„Geh nur, meinen Segen hast du. Und Sie, liebe Freundin, werden ihm wohl zu Gefallen sein müssen. Ueber das sechste Buch von ‚Wahrheit und Dichtung‘, wo ich die bewußte Stelle gefunden habe, ist er hinaus. Jrgendwo wird er auch das neunte Buch erleben.“

„Sesenheim,“ versetzte Hans verwirrt.

„Nun, nicht so auf den Buchstaben, junger Freund. Merkwürdig, daß die jungen Herren dieses Kapitel aus Goethes Leben mit Vorliebe sich zu eigen machen.“

„Aber, was wird mein Mann dazu sagen!“ rief die Mutter, „und Ihre Tochter.“

Sie achtete der seltsamen Verbindung gar nicht, die sie da zwischen Vaters und Berenas Ansichten herstellte.

Und nach etlichen Reden, wobei Professor Groll der gelassene Beirat des jungen Mannes war, wurde die Mutter gewonnen.

Unterdessen hatte Berena mit aufgestörten Gedanken die Zeit hingebracht. Sie wußte nicht, ob sie sich der Ahnung, die sie überkommen hatte, freuen sollte. Kein Zweifel, Hans verlangte seine Studien in Zürich fort-

setzen zu dürfen um ihretwillen. Und so sehr sie sich freute, ihn in der Nähe zu wissen, ängstigte sie auch sein Ungeßüm. Ihre Unbefangenheit war dahin seit jenem Abschied, als er auf die hohe Schule gezogen war. Mit heimlicher Scheu hatte sie seither die Gedichte wieder und wieder gelesen, die auf buntem, zartem Papier Jahre lang in ihre Schatulle geflattert waren. Sie hatte jetzt erst empfunden, daß eine größere Fertigkeit, mit den Jahren fortschreitend, sich in den Versen verriet, aber sie hatte sich auch manchmal verwundert fragen müssen: „Bin ich's, den er meint, oder ist's etwas Unpersönliches, das er erst schwärmerisch, dann verlangend ansingt?“ Er war zurückgekehrt und sie war des Wiedersehens nicht froh geworden, so heftig ihr auch das Herz geschlagen hatte und jetzt noch schlug. Jetzt erst recht. Sie preßte die Hand darauf und lauschte. Im Oberstock wurden Thüren geöffnet, Stimmen laut und dann rief man ihren Namen.

Die Thränen waren ihr nahe, aber sie überwand sich und gieng hinauf. Dort erfuhr sie, daß, falls Herr Lienhart den Entschluß bestätige, Hans das Semester in Zürich fortsetzen sollte. Sie antwortete etwas Unverständliches und weil sie die Augen der Mutter forschend und ängstlich auf sich ruhen fühlte, errötete sie tief. Hans aber lag dem Professor mit Fragen an, was er wisse von Zürich und geberdete sich wie ein Reisender, der Notizen sammelt und große Klüftungen trifft, ehe er in ein unbekanntes Land zieht.

In Hast und Aufregung nahmen Mutter und Sohn Abschied und der Professor saß wieder friedlich und müd in seiner Sofaecke. Sein Kind hatte sich an ihn geschmiegt und hielt seine Hand gefaßt. Endlich, ihm fielen bereits die Augen zu, flüsterte Berena:

„Papa, ich will lieber bei dir bleiben.“

Er rückte sich zurecht, fuhr ihr über das blonde Haar und fragte lächelnd:

„Warum denn, mein Liebling?“

Er erhielt keine Antwort.

„Fürchtest du dich vor dem Hänschen, das auf dem Wege ist, ein Hans zu werden? Sieh mal, da liegen ganz respectable Dinge von ihm.“

Er deutete auf die Zeitschriften, die Hans zurückgelassen hatte.

„Ich will nicht zu den fremden Leuten.“

„Wo er dein einziger Bekannter ist, meinst du. Aber das ist doch kein Grund —“

„Aber er hat mir doch Gedichte gemacht!“ stieß Berena hervor mit Thränen in den Augen und verbarg ihr Gesicht an der Schulter des Vaters.

„Natürlich hat er dir Gedichte gemacht,“ erwiderte Groll begütigend, „das ist ganz in der Ordnung, wenn du hier in deinem Park sitzt und er dich kennt. Er

ist doch dein Jugendgepieler, warum soll er denn andern Gedichte machen?"

"Einer andern?" Berena hob das Köpfchen und sah den Vater fragend an.

Er lächelte und erwiderte gleichmütig:

"Ich meine nur so. Und dann, mein Kind, warum ereiferst du dich? Du gehst zu Ostern nach Zürich zu Tante Beerli, er in den nächsten Tagen. Bis du hinkommst, ist er wieder drei Monate älter."

"Wieder drei Monate," wiederholte Berena und sah sinnend vor sich hin.

"Ja, das geht schnell in den Jahren, wo es heißt: ins Leben'. Du bist jetzt achtzehn Jahre alt, aber warte, wenn du einmal diesen grünen Winkel hinter dir hast und den alten Professor nicht mehr zu hüten brauchst, dann wirst du einen Schuß thun in dein Leben hinein, wie die Bäume im Mai. Und wer weiß," schloß er bedeutsam, "wie schnell du deinem Spielkameraden über den Kopf gewachsen bist."

Damit endete ihr Gespräch. Das Mädchen aber erwog die Worte des Vaters und allmählich, freilich erst nach bangeren Tagen, wurde wieder Ruhe in ihrem jungen Herzen und selbst die Kunde, daß Vater Viensthart auf den Vorschlag eingegangen sei, erregte sie nicht mehr in gleichem Maße.

Professor Groll hatte es übernommen nach München zu schreiben und Hans eine Ermatrikel ausgewirkt. Als Berena die lateinische Urkunde zu Gesicht bekam, sah sie mit Stolz auf den Namen des Freundes und am Abend auf ihrem Zimmer öffnete sie wieder einmal das Kästchen mit den Versen auf grünem, cremefarbenem und rosa-rotem Papier. Am Tage darauf kam Hans, Abschied zu nehmen. Er sah ungleich wohler aus. Berena fühlte ihr Herz klopfen, als er ihr heimlich auf der Treppe ein Papier in die Hand schob. Sie wollte es zurückweisen, aber da der Vater soeben seine Thüre öffnete, schloß sie die Finger darum und verbarg es später in der Tasche.

Sie nahmen Abschied. Hans flüsterte ihr zu:

"Sie kommen nach. Auf Wiedersehen in Zürich."

Berena aber wußte keine andere Antwort, als ein krampfhaftes Nicken.

Dann übergab Groll Hans einen Brief an Konrad Salzmann, Ingenieur, in Zürich und sagte:

"Du triffst deinen alten Mentor wieder in Zürich. Ich habe ihm geschrieben wegen deiner Gesundheit, auf Wunsch deiner Mutter, die deinen Vater nicht ängstigen will. Einen Mentor in anderen Dingen wirst du wohl ablehnen."

Er klopfte ihm liebevoll auf die Schulter, als er die Treppe hinuntergieng und begab sich dann in sein Zimmer zurück, müd und zufrieden.

Berena trug das Billet ungeöffnet bis am späten Abend in der Tasche. Die Unruhe war wieder bei ihr zu Gast und das Weinen ihr so nahe. Sie überlegte, ob es geraten sei, das Billet ungelesen zu vernichten oder ungelesen zu den übrigen gelesenen zu legen. Einen Augenblick dachte sie sogar daran, es dem Vater zu geben, aber dann schämte sie sich und drückte es krampfhaft tiefer in die Tasche des Kleides, das Niststücklein und ein paar Weihnachtsgußeli darüber packend. Da kam ihr am Abend, als der Vater in der Wohnstube bei dem Nachtrunk saß, ein Einfall. Sie schlüpfte in das Studierzimmer, wo Licht brannte, stellte sich vor den Schreibtisch, dicht unter das Bild der Mutter, sah einen Augenblick tapfer dem Delgemälde in die starren Augen und entfaltete dann das Billet. Sie las:

An Berena.

Im Traume sah ich uns auf froher Fahrt,
Das Lenzlaub fächelte um unsre Stirnen.
So schritten wir mit tausenden geschart,
Und purpurn winkten uns des Lebens Finnen.



Und ich und du, wir wußten uns verwandt
Und grüßten uns und unsre Herzen klopften.
Zwei Fackeln trugen wir in Blut entbrannt
Und schwenkten sie, ob auch die Flammen tropften.

„D forge nicht, sie löschen uns nicht aus!“
So sprach ich, und du stefft mir froh von dannen.
Ich folgte dir aus Fest- und Volksgebraus —
Und du und ich des Lebens Preis gewannen.

Eine Weile sah Berena sinnend auf das Blatt. Das Blut war ihr in die Wangen geschossen und klopfte darin. Auch in ihren Schläfen hämmerte die kreisende Welle. Aber so viel Mühe sich die Jungfrau auch gab, sie verstand das Gedicht nicht recht. „Des Lebens Preis“, flüsterte sie vor sich hin. Auf einmal fuhr ihr ein Gedanke durch das Köpfchen. Mein Gott, er dachte doch nicht an — Und wieder buchstabierte sie an dem Gedicht und faltete es endlich mit einem Seufzer wieder zusammen.

Von Liebe stand eigentlich wenig darin. Sie wußte

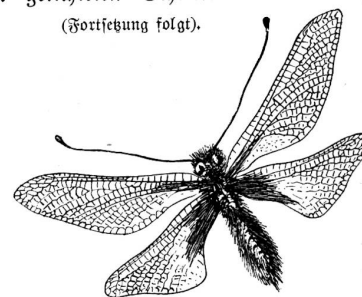
nicht, ob sie sich dieses Mangels freuen oder darüber grämen sollte, aber das Herz war ihr schwer, als sie die Treppe hinabgieng und mit schwerem Herzen legte sie das Haupt in die weißen Kissen ihres schmalen Bettes. Das letzte Briefchen hatte sie zerknüllt unter den übrigen verborgen.

Als der Professor an diesem Abend in sein Zimmer zurückgekehrt war, um noch ein Stündchen über Thiers' Histoire de l'empire zu verbringen, hatte sein Fuß einen Pfefferkuchentisch zertreten, der vor dem Schreibtisch lag.

Er hatte sich gebückt, etwas in den Bart gebrummt und dann die Reste des Gebäckes langsam aufgeknaubert, während er Napoleons Uebergang über den Njemen las.

Das Bild seiner seligen Frau sah bei dem Scheine der höher geschraubten Lampe, wie von einem Hauch von Leben übergossen, auf seinen gelichteten Scheitel herab.

(Fortsetzung folgt).



Die Puppe.

Nach dem Französischen.

Mit Illustration von M. Löwe, Zürich.

Was mues mer erläbe — was gsehni dert:
Mis Chind het im Titti de Chopf abzert!
Jez trolet em 'Sagmähl zum Hälsli us,
Und 's Gsicht lit verschärblet, es isch en Grus!

„Was nützt iez dis Briegge — tue nid so dumm,
Worum hesches broche mis Schazli, worum?“
„O hätti nid gluegt was 's im Chöppli inn heig!
I ha welle gseh wie 's drininne seig!“

Mis Chindli chum zuemer und los iez echli:
Mer darf halt im Läbe nid gwunderig si!
Lueg schöni Sache vo Witem a,
Denn weisch: es chönnt Sagmähl drininne ha!

Sophie Hämmerli-Marti, Lenzburg.

